

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Von den Schneefällen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

am Sonntag einen Gang durch die Flur, so gedente er des Gelesenen und spreche doppelt andächtig: „ich lobe mir, mein Dorflein hier.“

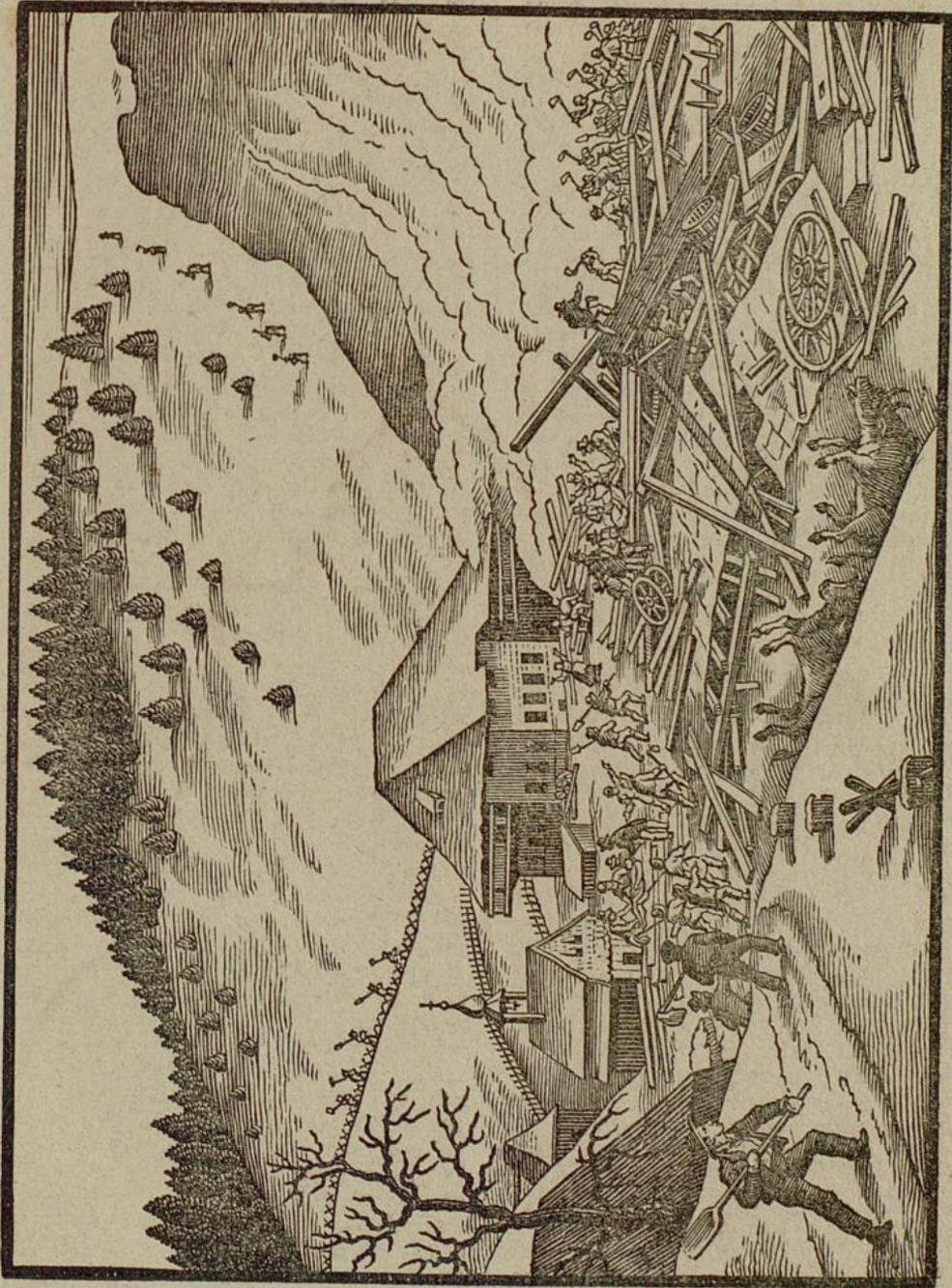
Von den Schneefällen.

(Mit einer Abbildung.)

Nun so arg, wie in Rußland, ist bei uns der Winter, Gottlob, nicht; aber seit Menschengedenken ist hierlands kein so beispiellos schneereicher Winter gewesen, wie vergangenes Jahr. Ueberall her hörte man von schrecklichen Unglücksfällen. Nach der Aussage alter Leute hat man eine solche Schneemasse seit dem Winter von 1788 nicht mehr gesehen. In den höhern Gebürgeu war er 30 bis 40 Fuß hoch aufgetürmt, so daß er bis an die Spitzen der Tannen ragte. Die Straßenzüge waren an manchen Orten förmlich verstopft; Güterfuhrleute mußten daselbst ihre hochbeladenen Wagen stehen lassen, die dann gänzlich unterm Schnee begraben wurden. Das gräßlichste Unglück hat sich am 24. Februar v. J. zu Neukirch, Amtes Fryberg, zugetragen. Hier stand am Fuße des Steinenbergs, (eine Bergkuppe von mehr als 3000 Fuß Höhe,) im sogenannten Wagenthälchen, ein vereinzelter großer Bauernhof, von einer Familie wohlhabender, fleißiger Landleute, mit ihrem Gesinde, bewohnt. Martin Tritschler hieß der Eigenthümer, Vater einer zahlreichen, braven Familie. Samstag am 24. Februar, Nachts gegen 11 Uhr, löste sich von der steilen, kahlen Bergwand der Schnee plötzlich los, der dort an 10 Fuß tief lagerte, schob das große Haus im Fundament 16 Schritte weit bergabwärts, drang durch die Einfahrt, (welche bei den Schwarzwaldshäusern gewöhnlich dem ersten Dachboden in der Höhe gleich ist,) in das Haus hinein, drückte solches in allen seinen Räumen zusammen, und häufte grauenvolles Unglück über die Bewohner. 24 Personen, nämlich die Eheleute Tritschler, deren Schwiegermutter und 12 Kinder, (eines war auswärtig) die Tagelöhner Winterhalter'schen Eheleute mit ihren Kindern und einer Schwägerin, sodann zwei junge Bursche aus der Nachbarschaft, einzige Stützen betagter Eltern, waren unterm

Dach vereinigt, als der Schrecken hereinbrach, und der kalte Todesengel unter sie trat. 17 Personen, worunter Martin Tritschler mit Frau, Schwiegermutter und 6 Kindern, die Winterhalter'schen Eheleute mit Schwägerin und Kindern, und die zwei erwachsenen Söhne des Nachbarn, verloren das Leben im Zusammenstürzen des Hauses. Fünf Kinder des Bauers und zwei des Tagelöhners, nun beklagenswerthe Waisen, gelang es zu retten, aber nur mit großer Anstrengung, und erst Sonntags früh, wo erst die etwas entfernten Nachbarn das Unglück wahrnahmen, weil sie das einzeln stehende Haus nicht mehr sahen. Zehn volle Stunden mußten die Lebendigbegrabenen in gräßlicher Todesangst harren, bis die Rettungsarbeiten gelangen. Eifrig kam die treue Nachbarschaft zur Hülfe herbei, um aus dem 20 bis 30 Fuß hoch aufgebäuften Schnee die Verschütteten hervorzugraben; (siehe die Abbildung) aber leider fand sie endlich nur sieben, denen noch Leben inwohnte, und dagegen 17 Leichname. Von jenen sieben starb später noch Eins an den erhaltenen Verletzungen. Mehr als 30 Stück Vieh, der Hausrath und sonstige Aufspeicherung gieng zu Grund. Ein einziger Augenblick hat Alles umgestaltet! Es ist der Herr, des' Wege im Sturm sind, sagt die Schrift. — Hier sey noch erwähnt, daß rege Theilnahme und milde Unterstützung sich von allen Seiten auf's Löblichste betätigte, und daß namentlich unser geliebter Landesvater seine stets hülfreiche Herzensgüte reichlich erprobte. — Er möchte ja so gerne die Thränen trocken, und jedes harte Schicksal mildern!

Auch aus fernen Landen, zumal aus der Schweiz und dem Tyrol, giengen klägliche Berichte ein. In manchen diesen Unglücksfällen zeigte sich recht wunderbar aber deutlich die schützende Hand Gottes. So war am Fernstein in Tyrol ein 76jähriger Greis, Johann Sterzinger, 35 Stunden lang unterm Schnee begraben, der sein Haus tief bedeckte, in dem er eben allein war, weil seine Leute gerade auswärtig dem Postwagen forthalsen. — An 180 Männer arbeiteten in der Schneemasse, ehe sie eine trichterförmige Oeffnung tief genug vollenden konnten, um das Dach des durch Schneefall bedeckten und zerdrückten Hauses zu ergrün-



den. Eine gewölbte Küche war stark genug gewesen, um dem Einsturz zu widerstehen. Darin hielt sich der alte Mann auf, oft dem Erstickten nah, bis die Befreier, und darunter zuerst sein Sohn, kamen. Als er wieder ans Tageslicht gebracht wurde, und die theilnehmenden, hülfreichen Nachbarn sah, die für ihn so viel gethan und gewagt, da kamen ihm, bewältigt vom Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen, heiße Thränen. Rührend sind seine Erzählungen von den 35 in dunkler Abgeschiedenheit, und sozusagen in steter Todesangst zugebrachten Stunden. Er hatte sich fromm zum Tode vorbereitet, dabei aber sich nicht der Verzweiflung hingeeben, sondern das feste Vertrauen auf Gott und die eigene Geistesgegenwart behalten: und dies ließ ihn nicht untergehen. — Am Abend des 2. Februar, am Lichtmesttag, verrichtete die Familie des Bauersmann Joseph Hörhager im Zillerthale, vereint in ihrer Stube knieend, das Gebet, eingedenk der Gefahr, die jäher Schneefall bringt, als ein solcher vom hohen Gebürg herab auf das Haus stürzte und das Dach fortriß. Ein Felsenstück durchbrach den Oberboden der Wohnstube und fiel in die Stube, ihm nach eine Masse Schnee. Die Balken des Oberbodens brachen frachend herunter, und die Bedrohten zweifelten nicht mehr, daß ihre Wohnung ihr Grab werden würde. Die Vorsehung hatte es jedoch anders beschloffen, sie erhörte das kaum abgehaltene Gebet: „Herr, dein Wille geschehe,“ und erlöste die Vertrauensvollen von dem Uebel eines gräßlichen Todes. Die Balken waren nur von einer Seite heruntergebrochen und stemmten sich so an die Wand, daß darunter ein hohler Raum blieb, in dem die Geängstigten sich flüchten konnten. Rettung kam von den braven Nachbarn, unter Anleitung des würdigen Pfarrers; dankerfüllt gegen Gott konnten sie sich bald des neugeschenkten Lebens wieder erfreuen. An Gott nicht verzag, seine Hülfe kommt alle Tag!

Aus der Schweiz.

Im Graubündnerland ist auf einem der großen Berge, welche das Rheinthale begrän-

zen, das Dörfchen Göschen, wohl eines der höchstgelegenen bewohnten Orte in der Schweiz. Diese kleine Berggemeinde ist mutmaßlich in Pestzeiten entstanden, als die Leute in hoher reiner Vergnügung suchten; vom Thal aus, wenn die Sonne die auf grüner Alpe ruhenden Häuser vergoldet, gewährt es einen gar schönen Anblick; man muß unwillkürlich an ein frommes, zufriedenes Hirtenvöcklein denken, welches da oben abgeschieden von den Weltbändeln in Frieden lebt. Und so ist es auch. Denn alle Bewohner des Dorfes gehören nur zweien Geschlechtern an, die sich immer wieder untereinander verheirathen, und keinen Fremden zulassen. Der Familienälteste schlichtet die kleinen Händel; artet je ein Kind so aus, daß es sich einem solchen Ausspruch nicht unterwerfen will, so folgt die Entscheidung von der Cantonsobrigkeit. Zur Kirche gehen sie in den zunächst im Thal gelegenen Ort, Mayensfeld geheissen. Daheim aber tröstet der Älteste oder Nächste die Kranken, bereitet sie zur Ewigkeit vor, und tauft wohl auch in der Noth. Die Todten führt man nach Mayensfeld, und setzt sie den Gebeinen der vorangegangenen Väter bei. Trotz der Eintönigkeit der Gesichter, ist es ein schöner, fester Schlag Leute; Viehzucht und Jagd sind ihre Hauptbeschäftigung, denn der schnell abwechselnden rauhen Witterung wegen gedeihen Korn, Hirse, Gersten und Gartengewächse selten; selbst die Kartoffeln erfrieren öfters. Erst Anfangs oder Mitte May's schmilzt der Schnee weg, und im September kommt er schon wieder. Verliert sich einmal ein Fremder hieher, so verläßt ihn ein Hausvater keinen Augenblick; damit er in die kleine Kolonie keine schlimmen Lehren austreue; übrigens bewirchet man ihn sehr gastfreundlich mit Luchmilch, wie dort ein zu Schaum gemachter Rahm (Obers oder Sahne) genannt wird, wozu noch Zucker kommt. Man erzählt, daß die Mütter den jungen Kindern einen Strick anlegen, und sie anbinden, damit sie nicht den jähen Berg hinabrutschen; gewiß ist, daß die Männer Fußeisen anziehen müssen, wenn sie an den steilen Halden das Gras mähen. Und trotz diesen Mühseligkeiten sind die Leute vergnügt. Ja als Einige von ihnen den Vorschlag machten, ihre Felder

and ihr Gemeindsvermögen, wozu ein großer schöner Wald gehört, zu verkaufen, und sich in milderer Gegend einem andern Dorf anzuschließen, so ging der Vorschlag nicht durch, obchon sie viel Geld für ihr Eigenthum gelöst, und deshalb überall eine willkommene Aufnahme gefunden hätten. Die Liebe zur rauhen aber freien Heimath war mächtiger in den Herzen, als das Verlangen nach einem beiterern Aufenthalt.

Unfern von diesem Ort, in einem schönen Bergthal, hinter der Fürnisalpe, stand vor alten Zeiten das Dörfchen Stürvis. Jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Von diesem Dorf erzählt man folgende rührende Geschichte. Ein Bräutigam gieng im Winter von Stürvis nach dem Ort Mayensfeld hinab, um für die nahe Hochzeit Sachen einzukaufen, und hatte seiner Braut versprochen, noch am nämlichen Abend heimzukehren. Auf dem Rückweg überfiel ihn ein gewaltiges Schneegestöber. Seines Mädchens Sehnsucht kennend, strengte er seine Kräfte über Vermögen an, sich eine Bahn durch den tiefen Schnee zu brechen, und seine Zusage zu erfüllen. Allein leider vergebens! In tödtlicher Ermattung fiel er an einem Felsblock nieder. Unterdessen war seine Braut ihm entgegen gegangen; auch ihr Schwanden bald die Kräfte; sie suchte Schutz hinter demselben Felsen, erwartete dort den Geliebten, und entschlummerte. Am folgenden Morgen, als die Vermissten gesucht wurden, fand man das junge, schöne, bis in den Tod getreue Paar erstarrt, ihn jenseits, sie diesseits des nämlichen Felsens, wo sie beide, ohne daß eines des andern Nähe geahnet hätte, den Geist aufgegeben. Die Einwohner von Stürvis hielten dies traurige Ereigniß für einen Wink der Vorsehung, handelten mit den Mayensfeldern um das Gemeinderecht, wurden willig aufgenommen, und verließen ihr Dörfchen auf immer. Der verhängnißvolle Fels wird noch gezeigt; der Vöte hat ihn gesehen. — Wehmüthig dachte er an die fast verschwundene Gottesfurcht der Vorevordern, und an die feste bis in den Tod getreue Liebe reiner Herzen. Damals hieß es ihn Wahrheit:

„Was die Liebe hat versprochen,

„Hat die Treue nie gebrochen!“

Im Mayensfelder Bürgerbuch kann man

noch die Namen von den herübergekommenen Einwanderern lesen. Es war darunter ein Enderle; wir haben deren auch im Land.

In derselben Gegend, wo die Macht und Herrlichkeit Gottes sich in bewundernswerther Natur offenbart, liegt am Schluß eines schauerlichen Felsenthales die berühmte Heilquelle von Pfäfers, also nach einem nahen Kloster benannt. Es sind nun über 800 Jahre, daß ein Jägermann junge Raben aus ihrem Neste ausnehmen wollte, da gewahrte er tief unter sich in finsterner Schlucht, wie aus dem himmelanstrebenden Gestein heißer Wasserdampf hervordringe. Er stieg hinab, und entdeckte eine Quelle, die reich und warm dem Felsen entströmte. Der Abt des nahen Klosters Pfäfers erkannte bald deren wundersame Heilkraft, und gründete ein Badhaus, das unzählich Leidenden frohe Genesung verschafft hat. Denn es ist ein preiswürdiges gottgesegnetes Wasser. Ganz rein wie der blaue Himmel, geheimnißvoll im Schoos der Erde gewärmt, belebt vom Hauch der frischen Naturkräfte, fließt es aus dem Felsenborn, kunstreich längs einer furchtbaren Steinwand, dem leibhaften Bild der Unterwelt, theils nach dem Badhaus, theils eine Stunde weiter nach dem freundlichen Orte Ragaz am Rhein geleitet. — Seit dieser Zeit hat ein jedes Jahr die Zahl der dankbaren Gemüther sich mehren sehen, (der Vöte kennt auch einen) welche hier durch die Gnade Gottes Heilung von Körperleiden fanden. Das Kloster selbst ist eingegangen, mehr denn 1100 Jahre bestand es als Zeugniß vom frommen Sinn seines Stifters Pirminius, der von der Insel Reichenau, in unserm Großherzogthum, 12 Jünger hieher sandte, die finstere Waldung zu lichten, und den wilden, aber einfachen und gemüths vollen Bergbewohnern das göttliche Wort des Christenthums zu verkünden. Welch tiefen Eindruck mußte auf die freien Söhne des Waldes der Anblick machen von der ernsten, strengen Lebensweise der Klosterbrüder, ihrer Enthaltsamkeit, ihren Bussübungen, ihren Arbeiten, um Wildnisse zu lichten, und in Ackerfeld umzuwandeln. Dadurch kam in ihre Herzen Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen zu der Christenlehre, welche den Menschen zu solch freudiger Hingebung beseleht. Dies war der große Segen

der Klöster in jenen Zeiten. Dermalen denkt man selten daran. — Von der Gründung des Klosters Pfäfers erzählt eine anmuthige Sage, daß es anfangs an einer andern Stelle des Thales erbaut werden sollte. Bei der Zurichtung des Holzes verwundete sich ein Zimmermann. Es flog eine weiße Taube herbei, nahm einen Spahn, worauf dessen Blut geflossen war, in den Schnabel, und trug ihn an den Ort, wo jetzt das Kloster steht. Der fromme Bischof achtete des Vorgangs als eines Anzeichens von oben, den Bau an dieser vom Vogel bemerkten Stelle vorzunehmen. Wer weiß, ob die Quelle so bald entdeckt worden wäre, wenn das Kloster einen andern Platz bekommen hätte. Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Wohl dem, der darauf hört! Jede gute Menschenbrust verschließt einen ahnungsvollen und sichern Führer!

Im Canton Graubünden, am großen Weg nach Italien, liegt auch der Marktflecken Thufis. Unfern von diesem Orte fängt die berühmte Straße an, welche kühn und kunstreich, eine sehenswürdige Schöpfung der Menschenkraft, durch die Schluchten und über die Höhen des Alpengebirgs, den sichern, stets fahrbaren Uebergang nach Italien gewährt. Es ist hoch zu rühmen, was der Gemeingeist der Bürger jenes Cantons für diesen herrlichen und höchst wohlthätigen Straßenbau an Opfern dargebracht hat. Die Unkosten betragen über eine Million Gulden, und diese haben sie unter sich zusammengesteuert, obgleich die Bevölkerung des Cantons lange nicht so groß ist, als die Hälfte eines einzelnen Kreises bei uns. Es ist ein schönes Beispiel von verständigem Bürgersinn, der zunächst an die Punkte der allgemeinen Wohlfahrt denkt. — In Thufis steht ein hübsches Rathhaus, und daran befindet sich folgende bemerkenswerthe Inschrift:

Du Richter! schaue zu, und beuge nicht das Recht,
Gott ist der rechte Richter, und du bist nur sein Knecht.
Schau' nicht die Menschen an, und nicht Geschenk
und Gaben,

Wenn du begehrst von Gott ein' Huld und Gnad'
zu haben.

Das Gold glänzet zu stark, und macht die Men-
schen blind,

Und der Gerechten Sach' verkehrt es oft geschwind.

Drum schaue nur auf Gott, der dies vergelten kann,
Und nehme sein Gebot als stete Richtschnur an!

Der Inhalt der Verse ist gewiß gut; Jeder, der in der Welt etwas zu sagen hat, möge sie beherzigen, dann wird es wohl stehen. — Ein Landsmann, der auf der Wanderschaft in Thufis arbeitete, und den der Bote daselbst traf, hat ihm den schönen Spruch abgeschrieben.

In der Stadt Basel soll man vor alten Zeiten an einem Haus gelesen haben:

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zu Ehr gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmuth straben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Der ehrliche Mann, der dies offene Bekenntniß an sein Haus schrieb, zeichnete darin wahrscheinlich seinen eigenen Lebensgang. Sein Herz ist im reichen Leben wenigstens nicht kalt und verkümmert geworden, obschon es leider darin von dieser Sorte so viele giebt, als wie Holzäpfel. Gar oft bleibt übrigens die Reue die natürliche Errungenschaft grauer Haare. Armuth und Mangel sind harte Geleitsmänner durchs Leben, aber lange nicht so peinliche, als wie die Herzensqualen manches Reichen, besonders wenn jener Abend anbricht, der für Alle kommen muß, oder jenes Morgenroth scheint, welches das letzte ist! Alsdann kann der Geizige nicht mehr zusammenscharren, weil Alles schwindet, wofür er sich hier mühte. Des Armen dürftiges Sterbelager erhellet dagegen der Lichtstrahl einer frommen Ueberzeugung, daß nun alle Plage aufhört, und die Frucht seines in Mühe und Arbeit verbrachten rechtschaffenen Lebens zu reifen beginne. Der Reichthum der Welt endigt in Eitelkeit, kummervolle Kämpfe der Jugend aber gehen in ewige Lichtgebilde über.

Das Leben und der Tod.

Ueber 300 Jahre vor Christi Geburt lebte in Griechenland ein König, Alexander genannt, der erste Kriegesheld aller Zeiten. Er starb im Alter von nur 32 Jahren; aber in den 12 Jahren seiner Regierung hatte er die größten Kriegszüge unternom-

men, von denen die Geschichte schreibt. — Er gieng übers Meer, machte dem großen persischen Reich ein Ende, und zog bis ins ferne Indien. Bis auf den heutigen Tag lebt sein Andenken bei den Völkern des Morgenlandes, und sie wissen wunderbare Geschichten von ihm zu erzählen. Nachstehende Sage hat ein guter Freund aus Arabien gebracht, wo er sie von einem alten Priester hörte; sie gleicht zwar einem feinen Märchen, wer aber darüber nachdenkt, wird den verborgenen Sinn wohl entdecken. — Nach einem anstrengenden Marsch durch öde Sandgegenden, wo die heißen Sonnenstrahlen ihre sengende Gewalt doppelt wirksam übten, gelangte einst der König Alexander mit seiner Armee Abends in eine liebliche, von einem Fluß durchströmte Gegend. Alexander beschloß, hier seinen ermüdeten Soldaten einige Zeit Ruhe zu gönnen. Eines Tages ritt er ganz allein aus, um eben diese schöne Gegend zu durchstreifen. Da gelangte er in ein Thal, worin ein gar klares Bächlein floß. Vom Durst geplagt, stieg er ab, um sich durch einen Trunk daraus zu erquickern, und fand das Wasser von einem solch erfrischenden Wohlgeschmack, wie ihm, dem König, noch gar kein Getränk im Leben vorgekommen war. Erstaunt blieb er lange am Ufer des Bächleins sitzen, von Zeit zu Zeit sich an der köstlichen Flüssigkeit erlabend. Da gewahrte er eine apfelartige Frucht, die auf dem Wasser daher geschwommen kam. Er fischte sie auf, aß sie, und fand den Genuß viel köstlicher, als alle Speisen, die ihm jemals vorgesezt gewesen. Tief ergriffen von diesen wunderbaren Erscheinungen, beschloß er, in so weit dem Bächlein entlang zu reiten, bis er an den Baum käme, von dem diese Frucht ins Wasser gefallen seyn müsse. Er machte sich also auf den Weg, ritt stets dem Bächlein entgegen, bis er endlich an den Ausgang des Thales kam, wo mächtige Felsen zu beiden Seiten hereinragten, die nur einen engen Durchgang ließen, der aber mit einer erzenen Thür verschlossen war. Der König klopfte und begehrete Einlaß, denn er sey der König Alexander. Da antwortete eine Stimme von innen, es werde nicht aufgemacht, hier sey die Wohnung der Gerechten, und nicht der

wilden Krieger; hier gelte nur der Sieg über die Leidenschaften, und nicht der Sieg über Mitmenschen in blutigen Kämpfen. — Beschämt wollte der König wieder zurück reiten, doch zuvor bat er nur um ein Andenken, daß er seiner Armee beweisen könne, er sey an der Pforte der Gerechten gewesen. Da warf man ihm über das Thor etwas zu, das er aufhob, und für ein Stück von einem menschlichen Hirnschädel erkannte. Verwundert nahm er es mit, fand auch bald das Lager seiner Armee wieder, obgleich er später niemals mehr das Thal mit dem wunderbaren Bächlein entdecken konnte. Er erzählte nun sein Abenteuer, und wies das Stück vom Hirnschädel vor, ohne daß er etwas Auffallendes an diesem Geschenk zu erkennen vermochte. In der Umgebung des Königs befand sich ein weiser Greis, der sprach: o König, dieser Knochen, den du gering zu achten scheinst, hat vielleicht eine Eigenschaft, die dich in Erstaunen setzen, und dir eine große Lehre geben kann, sehe einmal zu, wie schwer sein Gewicht gegen Gold ist. Der König ließ eine Wage bringen; in die eine Schale legte man das Stückchen Schädel, und in die andere Gold. Aber so viel man auch Gold aufhäufen mochte, der wunderbare Schädelknochen zog doch noch immer schwerer. Da nahm der weise Greis eine Handvoll Erde, bedeckte damit das Bein in der Wagschale, und siehe, dieselbe hob sich sofort federleicht in die Luft, während die mit goldgefüllte flirrend zu Boden sank. In tiefem Staunen gewahrte der König das Ergebnis; da sprach der weise Greis: „Erkenne, o König, die bedeutsame Lehre: die Gedanken, Wünsche, Begehrenisse des Menschenkopfs, zumal eines Eroberers, sind unendlich, sind ohne Maas und Ziel, nie bekommt er genug, um die Gier zu stillen. Aber sobald das Leben aus dem Hirn weicht, und der Körper in der Erde ruht, da zeigt sich das Nichtigke aller irdischen Wünsche und Bestrebungen.“ — Der König fühlte die Lehre; er ward nachdenklich davon ergriffen. Bald darauf starb er mitten in seinem Siegeslauf; sein großes Reich zerfiel, und er mußte mit Salomon ausrufen: „alles unter der Sonne ist eitel.“ — Eines Weltbeherrschers stolzen Scheitel, und ein zitternd Haupt am

Vilgerstab, deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Gott hört's.

Wenn meine lieben Leser den vormjährigen Kalender aufgehoben haben, so finden sie unter der Ueberschrift: „Gott hört's,“ die nachdenkliche Geschichte, wie ein Mann in Ungarn wissentlich einen falschen Eid schwur, und sich dabei vermaß, seine Enkel sollten blind auf die Welt kommen, wenn er falsch geschworen habe. Und dies war leider der Fall. Schmer hatte er sich durch den Meineid und die gottlose Rede versündigt; die Strafe blieb auch nicht aus. Die Enkel wurden blind geboren, und der Mann verfiel in Armuth und Jammer. — Versuche den Herrn, deinen Gott nicht; mißbrauche nicht seinen heiligen Namen! Ein weiteres Beispiel von solcher Sünde und Strafe meldete zu Anfang des Jahres 1844 die Petersburger Zeitung, und zwar nach einem amtlichen Bericht, also in vollkommener Glaubwürdigkeit: In dem Regierungsbezirk Olonez, vom großen russischen Reich, liegt die Stadt Kargopol. Bei dieser Stadt ist ein großer Fischfang, den mehrere Fischer in Pacht genommen haben. Von einem dieser Fischer kaufte ein Bauer, der zur Zeit der Fasten auf dem Lande mit Fischen handeln wollte, an 3 Centner Fische, entfernte sich aber heimlich, ehe er die Zahlung dafür berichtigt hatte. Der Fischer verfolgte ihn, und belangte den ungetreuen Käufer vor Gericht. Der Bauer läugnete anfangs die Schuld; auf die Ermahnung des Richters erklärte er sich endlich zur Zahlung bereit, wenn der Fischer auf das Kreuz schwöre, daß er erblinden wolle, wenn er dies Geld unrechtmäßiger Weise annehme. Die Händler sind oft gleich mit hohen Worten bereit; sie denken damit den Leuten Sand in die Augen zu streuen! — Inzwischen konnte der Fischmann mit gutem Gewissen den verlangten Eid ablegen. Der Bauer bezahlte nun, um sich aber weiß zu brennen, behauptete er auch beim heiligen Kreuzes-Zeichen, er zahle jetzt zweimal und wenn er lüge, so solle er blind werden. Hierauf machte er sich

mit einem Schlitten, es hatte Schnee, auf den Weg, um auf dem Lande die Fische zu verkaufen. Aber, was geschah? Auf einmal erblindete er an beiden Augen, und konnte auf der Straße nicht weiter. Superkluge Leute mögen denken, es sei die Wirkung der Kälte, besonders nach lebhafter Erregung, gewesen oder könne vom Schneeglast hergekommen sein: wir wollen nicht streiten; wunderbar und nachdenklich bleibt stets das Ereigniß. Genug, in dem elenden Zustand eines Blinden traf den Bauer auf dem Felde ein Fuhrmann aus seinem Orte an, lud ihn auf den Wagen, band den Schlitten mit der Waare an, und brachte ihn so in seine Wohnung. Hier bekannte der Unglückselige vor dem Geistlichen und seinen Mitbürgern, er habe den Fischer nicht bezahlt gehabt, somit habe er einen falschen Eid geschworen, und noch weiters eine schwere Versündigung auf sich geladen; die Strafe sei auch nicht ausgeblieben; er diene jetzt dem ganzen Orte zum traurigen und warnenden Beispiel. — Denkt auch an diese Geschichte, so ihr zum Schwören berufen werdet. —

Die würdige Sonntagsfeier.

Vor hundert Jahren lebte in Leipzig der Professor Gellert, ein liebreicher, menschenfreundlicher Mann, den wahre Gottseligkeit beseelte. Er hat viele treffliche Schriften verfaßt, die unendlich viel Gutes im Herzen der Leser stifteten. Von ihm ist auch das schöne Kirchenlied, „Wie groß ist des Allmächtigen Güte.“ Sein Andenken verdient hoch in Ehren gehalten zu werden. Er war ein eifriger Freund des öffentlichen Gottesdienstes. Schon als Knabe und Jüngling, so wie sein ganzes Leben hindurch, besuchte er denselben sehr gewissenhaft und mit Andacht. Ueber die würdige und gesegnete Feier des Sonntags äußerte er folgende goldene Worte: „Wir gehen“, sagte er, „mit dem Sonntage zu leichtsinig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben ist zum Wachstume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von seinen Geschäften losmachen, sein Herz prüfen, zum